



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Monika Nienstedt / Arnim Westermann

Pflegekinder

und ihre Entwicklungschancen
nach frühen traumatischen Erfahrungen

Völlig überarbeitete Neuausgabe

Mit einem Vorwort von Arno Gruen

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,
Stuttgart 2007

Alle Rechte vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Schutzumschlag: Roland Sazinger, Stuttgart

Foto: © fotolia/Vladislav Mitic

Gesetzt aus der Scala von Typomedia GmbH, Ostfildern

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt und gebunden
von fgb – freiburger graphische betriebe

ISBN 978-3-608-96007-5

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Arno Gruen	II
Vorwort der Autoren	15
Einleitung: Kinder in Ersatzfamilien	18
Traumatische Erfahrungen	21
Die Chancen von Kindern in Ersatzfamilien	25
Die Trennung von den Eltern	30
Verleugnung elterlichen Versagens	33
Respekt	37
Teil I	
Mißhandlungserfahrungen und ihre Verarbeitung in neuen Eltern-Kind-Beziehungen	39
1. Äußere und innere Realität traumatischer Erfahrungen	41
Phantasie oder Realität	41
Angstabwehr	45
Wiederholung traumatischer Erfahrungen	46
2. Ursachen und Wirkungen von Kindesmißhandlung	51
Verleugnung von Kindesmißhandlung	51
Mißhandelnde Eltern	57
<i>Das Elend der Wiederholung</i>	59
<i>Defizitäre Sozialisation</i>	62
<i>Einstellung zum Kind</i>	67
Mißhandelte Kinder	69
<i>Störung der Entwicklung des Selbst und der Beziehungsfähigkeit</i>	70
<i>Gestörte Autonomie- und Ich-Entwicklung</i>	73
<i>Gestörte Gewissensentwicklung</i>	76
Distanzierung von den Eltern	78

3. Zur Entwicklung von Beziehungen in Ersatzfamilien –	
Theorie der Integration	80
Familiale Beziehungen und kindliche Bedürfnisse	81
Anpassung und Annahme	85
<i>Überanpassung</i>	85
<i>Einfluß haben</i>	90
<i>Dialogische Beziehungsformen</i>	95
Wiederholung früherer Beziehungsformen in der	
Übertragungsbeziehung	103
<i>Das Phänomen der Übertragungsbeziehung</i>	103
<i>Rekonstruktion der Vorerfahrungen</i>	108
<i>Korrigierende Erfahrungen</i>	110
<i>Kritische Distanz zur eigenen Geschichte gewinnen</i>	121
Entwicklung persönlicher Beziehungen durch regressive	
Beziehungsformen	123
<i>Angstabwehrende Regression</i>	123
<i>Regression im Dienst des Aufbaus von Beziehungen</i>	125
<i>Regressive Entwicklung</i>	127
<i>Annahme der Regression</i>	131
4. Aufarbeiten früher Vernachlässigungserfahrungen	
und Deprivationsstörungen	133
Vergebliche Bemühungen bei der Bewältigung früher	
Vernachlässigung, ein Fallbeispiel	134
Der Dialog und die Entwicklung von Ich-Fähigkeiten	138
<i>Wahrnehmungsdifferenzierung</i>	139
<i>Spannungsreduktion, Sicherheitsgefühl und Zuwendung zur Welt</i>	139
<i>Differenzierung von Selbst und Objekt</i>	
<i>und die Entwicklung von Autonomie</i>	140
Entgleisung des Dialogs unter deprivierenden Bedingungen	141
Korrektur von Deprivationsstörungen	142
<i>Training von Fähigkeiten</i>	142
<i>Der therapeutische Ansatz der »Bemutterung«</i>	143
5. Das agierende Kind	148
Unverständliche Handlungen	148
Inszenieren psychischer Konflikte	151
Das in der Identifikation mit dem Aggressor agierende Kind,	
ein Fallbeispiel	154

Genese und Funktion des Agierens	158
<i>Orale Fixierung</i>	161
<i>Objektabhängigkeit und Autonomie</i>	163
<i>Abwehr narzißtischer Kränkungen und Ohnmachtserfahrungen</i>	166
6. Negativismus und Autonomie	169
Negativismus	169
<i>Ein »unmögliches« Kind</i>	170
<i>Toleranz angesichts der Ohnmacht</i>	171
Entwicklung der Autonomie	172
<i>Das semantische Nein</i>	173
<i>Abhängigkeit und Unabhängigkeit</i>	174
Wiederholung des Negativismus	176
 Teil II	
Das Pflege- und Adoptivkind und seine Beziehung zu den leiblichen Eltern	
	181
 7. Das Kind zwischen zwei Familien	
	183
Die Zwei-Mütter-Theorie	188
Besuchskontakte bei Säuglingen und Kleinkindern	190
Besuchskontakte bei älteren Kindern	195
Gestaltung der Beziehung des Kindes zu den leiblichen Eltern	199
Anerkennen schmerzlicher Realität: Chance für Eltern und Kind	205
 8. Trauer und Ablösung	
	209
Bindung und Trennung	209
Der Ablösungsprozeß	210
<i>Ablösung und Trauer</i>	210
<i>Ablösung in der Geschichte familialer Beziehungen</i>	211
Verhinderung der Ablösung	212
Ablösung des Kindes von seiner Ursprungsfamilie	215
 9. Aufrechterhaltene Kontakte angesichts traumatischer Erfahrungen	
	220
Wiederbelebung traumatischer Familienerfahrungen	220
Die Angstbindung des Kindes an die Eltern	222
Folgen veränderter Ablösung	229
Die Notwendigkeit, das Kind überzeugend zu schützen	234

10. Zur Identität des Pflege- und Adoptivkindes	238
Identität: Ein Zauberwort	238
Aspekte persönlicher und sozialer Identität	241
Identitätsstörungen bei Pflegekindern aufgrund ihrer Erfahrungen in der Ursprungsfamilie	244
Identitätsentwicklung bei früh fremdplazierten Kindern	250
Identifikationskrise im Jugendalter	259
Das Bedürfnis, die eigenen Wurzeln zu kennen	262
 Teil III	
Vermittlung und Beratung	269
 11. Heim- oder Familienerziehung	271
Aufgabe und Funktion der Familienerziehung	272
Aufgabe und Funktion der Heimerziehung	275
Erziehungsfähigkeit	280
<i>Beziehungsfähigkeit</i>	281
<i>Einfühlungsfähigkeit</i>	282
<i>Lernfähigkeit</i>	282
 12. Die Rolle des Heims bei der Vermittlung	284
Klärung der Perspektive	285
Trennung und kritische Distanzierung	288
Kontaktanbahnung zur Ersatzfamilie	292
Zum Rollenverständnis der Heimerzieher	300
 13. Trennung in früher Kindheit	304
Reaktionen auf den Verlust der Bezugspersonen	304
Bedingungen, die die Trennungsbewältigung erleichtern	308
Trauerarbeit eines zweieinhalbjährigen Kindes, ein Fallbeispiel	310
<i>Vorbereitung der Trennung</i>	310
<i>Entwicklung nach der Trennung</i>	312
Rückgliederung	316
Verwirrende Übergänge	319
<i>Trennungsumstände mit traumatisierender Wirkung,</i> <i>ein Fallbeispiel</i>	321
<i>Vorbeugende Maßnahmen</i>	324

14. Der Anspruch der Großeltern auf die Elternrolle	327
Das Großelternmärchen	328
Defizitäre Großeltern-Erziehung	331
<i>Das Enkelkind als Substitut des idealen Selbst der Großeltern</i>	334
<i>Das Enkelkind als Substitut des elterlichen Selbst</i>	338
15. Geschwister in der Pflegefamilie	342
Geschwisterbeziehungen und die Vorrangigkeit von Eltern-Kind-Beziehungen	342
Geschwisterkonstellationen	345
<i>Aufnahme von Geschwisterkindern</i>	346
<i>Integration eines Kindes in eine Familie mit Kindern</i>	352
Überlegungen zur Milderung geschwisterlicher Konkurrenz	354
<i>Das Herstellen individualisierter Beziehungen</i>	354
<i>Annahme von Rivalitätskonflikten</i>	355
<i>Fragwürdiges Gleichbehandlungsprinzip</i>	357
<i>Symptomtolerante Geschwisterkinder</i>	358
16. Beratung und Krisenintervention in Pflegefamilien	361
Beratung bei der Vorbereitung von Pflegeverhältnissen	361
Beratung bei der Integration	364
Krisenintervention	371
17. Scheiternde Pflegeverhältnisse	374
Pflegeabbrüche	375
Was heißt Scheitern?	377
Scheiternde Pflegeverhältnisse in den Integrationsphasen	379
<i>Scheitern in der Anpassungsphase</i>	380
<i>Scheitern in der Phase der Übertragungsbeziehung</i>	381
<i>Scheitern in der Phase regressiver Bedürfnisse</i>	382
Literaturverzeichnis	384
Namenverzeichnis	400
Stichwortverzeichnis	405

Vorwort von Arno Gruen

Das Buch »Pflegekinder« ist mehr, als der Titel verspricht. Es ist schon ein äußerst wichtiger Beitrag über Kinder mit traumatischen Erfahrungen, ihre Ursprungs- und Ersatzfamilien und das Hoffnungsvolle ihrer eigenen Kräfte, die, wenn sie mobilisiert werden, den Kindern zur Gesundung verhelfen. Aber es ist viel mehr. Es ist zugleich ein provozierender, origineller, die Familienmythen widerlegender, aufschlußreicher Beitrag für eine erneuernde Sicht des Identitätsprozesses.

Monika Nienstedt und *Arnim Westermann* zeigen eindeutig, daß Identifizierung und Autonomiebedürfnisse allein nicht zum Selbst führen. Es ist die Qualität der Beziehung zwischen Kind und Eltern, die erst jene Grundlagen schafft, welche Identität ermöglichen – oder auch nicht. Identität kommt gar nicht zustande, wenn diese Grundlagen nicht hergestellt werden. Dadurch ist aber auch die Möglichkeit gegeben, daß Kinder einen Neubeginn für sich schaffen können, gerade weil keine wahre Identität zustande kam, vorausgesetzt, daß eine auf sie eingehende Umgebung gesichert werden kann. Die Abhängigkeit des Kindes kann zu zweierlei führen: zu einer positiven Bindung oder auch zu einer auf Überanpassung beruhenden Angstbindung, die dem Schutz des Kindes dient. Letztere ist wie eine Hülle, die keine wahre Bindung zuläßt. Es sind nur wir, die Zuschauer, wenn wir selbst von einer verzerrten psychologischen und gesellschaftlichen Sicht gesteuert werden, welche Überanpassung mit Identität verwechselt, die diese Widerstandskraft des Kindes verleugnen und dem Kind verweigern, sich aus zerstörerischer Abhängigkeit zu befreien.

Die Autoren veranschaulichen durch ihre Fallbeispiele, daß ein falsches Selbst im Sinne von *Laing* und *Winnicott* gar nicht das beinhalten kann, was für eine Identitätsstruktur grundlegend ist, nämlich eine sichere emotionale Bindung zu den Eltern, die wiederum zu differenzierten Objektbeziehungen führt. Sie machen deutlich, daß man, wenn keine differenzierte Objektbeziehung existiert, gar nicht von einer Identität sprechen kann. Es wird einem plötzlich klar, daß der übliche Gebrauch des Konzepts Identität uns ohne diese Differenzierung in eine Falle gelockt hat, wenn wir mit angeblichen Identitäten ringen, die im

Grunde genommen keine sind, sondern nur Anpassungen an den Willen einer Autorität. Das führt dazu, daß das Eigene, das man hätte sein können, zum Feind gemacht wird, wodurch der Haß auf alles Fremde entsteht. Vielleicht haben wir alle zu diesem unerkannten Problem beigetragen, weil wir nicht wahrhaben wollten, daß ein falsches Selbst keine Identität ermöglicht. Wenn wir trotz *Laing* und *Winnicott* diesen Schritt in unseren Erkenntnissen nie konsequent vollzogen haben, dann vielleicht deshalb, weil er die kulturelle Idealisierung, daß alle Eltern ihren Kindern die Entwicklung von Identität ermöglichen, in Frage stellt.

Wenn wir jedoch jetzt mit *Nienstedt* und *Westermann* diesen Schritt tun, werden wir auch die uns umgebende gesellschaftliche Pathologie besser verstehen. Es wird dann nicht mehr möglich sein zu glauben, daß zum Beispiel der Haß oder ein Nationalismus, der auf Haß basiert, der Identitätsbildung dienen könne. Mit einem Schlag können wir dann denen entgegenwirken, die das Konzept der Identität mißbrauchen, wenn sie im Grunde eine Blut- und Boden-Psychologie vertreten, die auf Abwehr und Verneinung des Menschlichen basiert. Wenn völlig abgelöst von der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung a priori die leiblichen Eltern als Identitätsquelle ihrer Kinder idealisiert werden, so wird nicht nur die Eigenständigkeit eines Kindes und sein Recht auf Geborgenheit negiert. Unter dem Deckmantel des psychologischen Konzeptes der Identität wird eine biologische Sicht vertreten, von der wir gemeint haben, sie sei längst überwunden. Eine Differenzierung des Identitätskonzepts macht solche Mißgriffe unmöglich und verhindert, daß wir selbst von der Semantik her in die Defensive getrieben werden.

Zwei Aspekte in unserem und des Kindes Sein durchziehen die vielseitige und äußerst mitfühlende Analyse der Autoren: die Abhängigkeit von und die Identifikation mit dem Aggressor. Beide werden von ihnen auf eine Art durchleuchtet, die es bis zur Veröffentlichung ihres Buches weder in der deutschen noch in der englischen Fachliteratur gab. Der Beitrag des Kindes in der Bestimmung seiner eigenen Entwicklung steuert zur Kinderpsychologie eine lebensfreundliche Sicht bei. Aber das Negative der abhängigen Lage des Kindes wird zum Fundament seiner Traumatisierung, wenn Eltern sich nicht von ihren eigenen Kindheitsverletzungen distanzieren können. Hier vertiefen *Nienstedt* und *Westermann* unser Verständnis für die erschütternde Verzweiflung und die Verletzungen, die ein Kind dazu führen, sich seinen Unterdrückern zu unterwerfen und sie zu idealisieren.

Sándor Ferenczis und *Anna Freuds* Begriff der Identifizierung mit dem Aggressor war ein bedeutender Beitrag zur Psychologie des Kindes und der Menschen

im allgemeinen. Aber wie traumatisch Ohnmacht und Angst des Kindes für seine Entwicklung sein können, wie bestimmend sie sich auf seine ganze Beziehungsgeschichte auswirken können, das erleben wir in diesem Buch. Gleichzeitig wird klar, wie groß und vielfältig der Überlebenswille solcher Kinder sein kann, wie stark sie für eine andere Lösung bereit sind, eben weil eine unter dem Druck einer ungenügenden und defizitären Liebe entwickelte Eltern-Kind-Beziehung nicht zur anlehnenenden, positiven Identifikation führt, die dem Kind sein eigenes Selbst läßt.

Deswegen enthält dieses Buch auch, wohl ohne Absicht, eine politische Lektion: daß ein Kind, und später der Erwachsene, der auf diese Weise aufwächst, nicht selbständig handeln kann. Ein solcher Mensch kann nur »ein elternloses Kind mit dem falschen Selbst eines schon Erwachsenen, ein um seine Kindheit betrogenes Kind« sein (245). Dieses Kind oder dieser Erwachsene kann nur, aus lauter Angst, die er gar nicht mehr erkennen darf, auf der Seite seiner Unterdrücker weiterleben.

Außer diesen wichtigen Erkenntnissen über die kindliche Psyche enthält das Buch auch eine Fülle von Angaben über das Wie des Sozialisationsprozesses. Auf der Basis langjähriger Erfahrungen können die Autoren konkrete Ratschläge geben für den Prozeß der Gesundung des traumatisierten Kindes. Sie differenzieren auch zwischen Heim und Pflegeeltern und wie jede dieser Situationen hier etwas beitragen kann. Die Empfehlungen sind den Bedürfnissen des Kindes angepaßt und nicht denen der Eltern, des Heimes oder der Pflegeeltern. Die Autoren lassen sich nicht von Mythen über das Elternsein beeinflussen, da sie so klar auf die Bedürfnisse und das Recht des Kindes eingehen.

In ihrer eigenen therapeutischen und diagnostischen Tätigkeit unterscheiden sie sich von vielen unter uns, die kindertherapeutisch arbeiten, durch ihren Ansatz, dem Kind als Paar gegenüberzutreten. Die Lektüre dieses Buches weist uns darauf hin, daß unsere Arbeit, wenn wir einzeln mit Kindern arbeiten, eine Begrenzung beinhaltet: Das Kind erlebt seine Welt im Kontext einer Dreier-Beziehung. Aber als Einzeltherapeuten müssen wir als Übertragungsobjekte für Vater und Mutter dienen. Indem *Nienstedt* und *Westermann* dem Erfahrungsbe- reich und der Einheit des kindlichen Erlebens als Projektionsfläche gerecht werden, begünstigen sie »die Wiederbelebung und damit auch die Diagnose und Bearbeitung der an Eltern und familiale Situationen gebundenen Erfahrungen« (16). Die Schnelligkeit, mit der sie dieses in vielen Fällen in Gang setzen, zeugt von der Validität ihres therapeutischen Ansatzes und sollte uns ermutigen, in diese Richtung zu forschen.

Das Buch »Pflegekinder« ist, weil es von traumatischen Erfahrungen handelt,

ein Buch über uns alle. Denn wir alle wurden durch die Umstände des Lebens irgendwann einmal zu einem gewissen, wenn auch unterschiedlichen Grad traumatisiert. Aber dadurch teilen wir alle miteinander die Verletzungen und Verzweiflungen, die den Identitätsprozeß begleiten. *Monika Nienstedt* und *Arnim Westermann* lassen uns an diesem Prozeß teilnehmen, ohne die Beschönigungen und Verschleierungen, denen unser kulturelles Erbe uns aussetzt. Es ist ein tiefgreifendes und bewegendes Buch, unbeirrbar dem Wohl und dem Recht des Kindes verpflichtet.

Vorwort der Autoren

Unser Buch »Pflegekinder«, das hier in einer überarbeiteten Neuauflage vorliegt, ist erstmals 1989, in 5. Auflage 1998 im Votum Verlag Münster erschienen. Der von uns bevorzugte Titel »Kinder in Ersatzfamilien« war bereits durch das von *Martin Bonhoeffer* und *Peter Widemann* 1974 im Ernst Klett Verlag erschienene Buch vergeben. Dieser Titel hätte deutlicher zum Ausdruck gebracht, daß es uns nicht um alle Pflegekinder, aber auch nicht nur um Pflege-, sondern auch um Adoptivkinder geht. Wir befassen uns nicht mit Pflegeverhältnissen, die eine ergänzende, die Sozialisationsaufgaben der Herkunftsfamilie unterstützende Funktion haben wie Tages- und Kurzzeit- oder Bereitschaftspflege. Im Zentrum unserer Arbeit stehen Kinder, die in Dauerpflege- und Adoptivfamilien neue, befriedigende Eltern-Kind-Beziehungen entwickeln müssen. Vor allem geht es uns um Kinder, die die Chance brauchen, die Folgen gestörter Sozialisation und traumatischer Mißhandlungserfahrungen zu korrigieren, um schließlich ein gesundes Selbst in Beziehungen zu entwickeln.

Diesen Kindern gilt unser besonderes Interesse und Bemühen, seitdem wir 1973, als wir als wissenschaftliche Assistenten an der Pädagogischen Hochschule tätig waren und uns mit ganz anderen Problemen der Allgemeinen Psychologie befaßten, erstmals mit diesem Problemfeld konfrontiert wurden. Wir wurden gebeten, uns um einen damals sechsjährigen Jungen als Pateneltern zu kümmern, der gerade – wie schon wiederholt von Geburt an – in ein Heim gekommen war. Wir lernten ein Kind kennen, das emotional zutiefst verstört war, und setzten uns dafür ein, daß es nicht zu seiner leiblichen Mutter zurückkam. Die Mutter, mit der uns schließlich trotz dieser Intervention eine jahrelange freundschaftliche Beziehung verband, stimmte der Abgabe des Kindes zu, das dann nach zweieinhalbjährigem Heimaufenthalt mit neun Jahren zu Pflegeeltern vermittelt und von ihnen mit zwölf Jahren adoptiert wurde. Er ist heute ein wissenschaftlich arbeitender Erwachsener und in der Beziehung zu seinem eigenen Kind ein einführender Vater.

Diesem ersten und all den Kindern, die danach kamen und denen wir vorübergehend als Helfer zur Verfügung standen, gebührt vor allem unser Dank

für die Fülle an Erfahrungen, die sie uns ermöglicht haben. Ebenso danken wir vielen Sozialarbeitern, Heimerziehern und Pflege- und Adoptiveltern, daß wir mit ihnen in so großer Offenheit arbeiten konnten.

Als wir mit unserer Arbeit in diesem Bereich begannen, mußten wir feststellen, daß die Probleme der Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien ein weitgehend weißer Fleck auf der Landkarte psychologischer Forschung und Theoriebildung waren. Die spezifischen Sozialisationserfahrungen fremdplazierter Kinder in ihren Herkunftsfamilien wurden ebensowenig gesehen wie die besonderen Bedingungen und Prozesse der Verarbeitung traumatischer Erfahrungen und der Entwicklung neuer Beziehungen in der Ersatzfamilie. So machten wir diese Thematik an der Hochschule zu unserem Forschungsprojekt, bei dem uns die enge Kooperation mit dem engagierten Team des Pflegekinderdienstes der Stadt Münster außerordentlich hilfreich war. Ab 1982 setzten wir unsere Arbeit in einer psychologischen Praxis fort. Wir haben weit über 1000 Kinder und in vielen Fällen ihre leiblichen Eltern und Ersatzeltern psychodiagnostisch untersucht, die für sie Verantwortlichen beraten, mit zumeist schwer traumatisierten Kindern psychotherapeutisch gearbeitet und viele Entwicklungen langfristig verfolgt. Weitere Arbeitsschwerpunkte sind die gutachterliche Tätigkeit bei Sorgerechtsverfahren, Supervision sowie Fortbildungsveranstaltungen für Sozialarbeiter, Heimerzieher, Juristen, Psychotherapeuten und Pflege- und Adoptiveltern.

Unser spezifischer methodischer Ansatz hat sich bei der Untersuchung und Therapie von Kindern als nützlich erwiesen: Wir stehen den Kindern immer zu zweit zur Verfügung, und die Praxis ist eingerichtet wie eine familiäre Umgebung, in der es kein spezielles Untersuchungs- und Therapiezimmer gibt. Die Konfrontation mit einem Untersucher- bzw. Therapeutenpaar als elterlichen Übertragungsobjekten begünstigt die Wiederbelebung und damit auch die Diagnose und Bearbeitung der an Eltern und familiäre Situationen gebundenen Erfahrungen, Phantasien, Wünsche und Affekte der Kinder. Sie machen in der Regel den Kern der Störungen der Kinder aus und sind das zentrale Feld für die Korrektur dieser Störungen (vgl. *Nienstedt* 1978; *Nienstedt u. Westermann* 1980).

Das Hauptergebnis unserer Arbeit ist die von uns auf der Basis einer Vielfalt von Beobachtungen und Befunden entwickelte Theorie der Integration von Kindern in Ersatzfamilien, die wir erstmals 1980 – in Umrissen formuliert – auf einer Fortbildungsveranstaltung des Landesjugendamtes Westfalen-Lippe vorgetragen und in einer als Festschrift für unseren akademischen Lehrer Wilhelm Witte konzipierten Aufsatzsammlung seiner Schüler veröffentlicht haben (*Thomas u. Brackhane* 1980). Sie beschreibt zugleich einen Weg, auf dem ein Kind auch

schwerwiegende frühe traumatische Erfahrungen in neuen Beziehungen verarbeiten kann, so daß sie sein weiteres Leben nicht mehr nachhaltig bestimmen und ihm die Chance einer gesunden Persönlichkeitsentwicklung eröffnet wird.

Die Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser Theorie hat sich inzwischen nicht nur in unserer Arbeit erwiesen. Durch die frühzeitige Verbreitung durch Fortbildungsveranstaltungen und Veröffentlichungen in den Mitteilungen des Landesjugendamtes (1978–1989), die wir dem damaligen Leiter der zentralen Adoptionsvermittlungsstelle des Landesjugendamtes Westfalen-Lippe Reinhard Schnabel verdanken, durch vielfältige weitere Vorträge zur Vermittlung von Kindern in Ersatzfamilien und zur Diagnose und Therapie traumatischer Erfahrungen, zu denen wir bundesweit eingeladen wurden, und nicht zuletzt durch die Veröffentlichung unseres Buches orientiert sich die Arbeit einer Reihe von Vermittlungsstellen, von Sozialarbeitern, Pflege- und Adoptiveltern nun schon seit vielen Jahren erfolgreich an unseren Erkenntnissen. Inzwischen vorliegende Untersuchungen bestätigen die Wirksamkeit dieser Vermittlungs- und Beratungsansätze.

Unsere Erkenntnisse und Positionen haben auch immer wieder heftige Widerstände mobilisiert und zu ideologischen Auseinandersetzungen geführt. Es entspricht ja nicht alltäglichen Erfahrungen, und es widerspricht auch manchen politischen, sozialpädagogischen und psychologischen Positionen, daß Eltern-Kind-Beziehungen zu Täter-Opfer-Beziehungen pervertieren, daß ein Kind nicht zu seinen Eltern gehört, sondern von ihnen getrennt und vor ihnen geschützt werden muß, daß auch früheste traumatische Erfahrungen die Entwicklung des Kindes prägen, daß also Eltern nicht die Garanten des Kindeswohls sind.

Für die Unterstützung unserer Arbeit sind wir vielen sehr dankbar, von denen wir nur einige hervorheben können: Die vielen anregenden Gespräche mit Prof. Dr. Arno Gruen und seine Fähigkeit, uns zu ermutigen, waren und sind für uns von großem Wert. Wir danken der Stiftung zum Wohl des Pflegekindes für ihre Auseinandersetzung mit unseren Positionen, die ihren Niederschlag in den Leitsätzen der Stiftung zum Pflegekinderwesen gefunden haben. Wir danken Prof. Dr. Dr. h. c. Gisela Zenz. Die Leichtigkeit der Verständigung mit ihr war uns sehr hilfreich und ist uns eine Freude. Dr. Johannes Czaja vom Klett-Cotta Verlag danken wir sehr, daß er sich für diese Neuauflage unseres Buches eingesetzt hat, und für seine große Geduld mit uns. Und schließlich danken wir unserer Lektorin Rosel Müller für ihre Anregungen, die einen wesentlichen Anteil daran hatten, daß wir uns auf eine so weitgehende Überarbeitung unseres Buches eingelassen haben.

Einleitung

Kinder in Ersatzfamilien

Als wir 1973 anfangen, das Thema Pflegekinder zu unserer Sache zu machen, sah man unhinterfragt die Unterbringung eines Kindes in einer Pflegefamilie als eine zeitlich begrenzte Jugendhilfemaßnahme an. Wie selbstverständlich hielt man sich an das Motto: »Dem Kind wird als Hilfe eine ›Familie auf Zeit‹, der Familie ein ›Kind auf Zeit‹ angeboten« (*Sengling* 1987). Pflegeeltern als ›Eltern auf Zeit‹ sollten nur vorübergehend für ein Kind sorgen, bis es wieder zu seinen leiblichen Eltern zurückkehren könnte. Aber diese Sicht der Dinge war auch damals schon ziemlich unrealistisch, eher eine ideologische Proklamation als eine feststellbare Tatsache, weil viele Kinder auf Dauer in den Pflegefamilien blieben. In der Untersuchung von *Jürgen Blandow* »Rollendiskrepanzen in der Pflegefamilie« (1972), in der er den Erfolg von Pflegeverhältnissen in Abhängigkeit von der Motivation der Pflegeeltern und den Familienstrukturen untersuchte, zeigte sich, daß von 320 Kindern 63,2% schon mindestens fünf Jahre in der Pflegefamilie lebten (89). Damals wie heute wird ein Kind ja nicht ohne Not und schwerwiegende Gründe für längere Zeit in einer Pflegefamilie untergebracht. Für die meisten der untersuchten Kinder war nach vorherigen Heimerfahrungen schon in der frühen Kindheit, nach mehrfachen Aufenthaltswechseln und negativen Erfahrungen in der Herkunftsfamilie die Pflegefamilie die erste Gelegenheit, eine emotionale Bindung einzugehen (ebd., 98ff.).

1974 erschien das von *Martin Bonhoeffer* und *Peter Widemann* herausgegebene Buch »Kinder in Ersatzfamilien«, in dem die Unterbringung auch älterer Kinder in einer Pflegefamilie als Alternative zum jahrelangen Verbleib im Heim gesehen wurde, was aber mit einem Verständnis der Pflegefamilie als »Familie auf Zeit« schwer vereinbar sei. Für Kinder ohne tragfähige Beziehungen zu ihren leiblichen Eltern müsse vielmehr ein Aufwachsen in kontinuierlichen Beziehungen gesichert werden. Daher müßten Pflegefamilien, in denen ein Kind kurzfristig betreut oder nur vorübergehend als »Gast« aufgenommen wird, von Pflegefamilien unterschieden werden, in denen das Kind auf Dauer bleibt (34, 41ff., 198f.).

Zum 54. Deutschen Juristentag erstellte *Gisela Zenz* 1982 ein Gutachten: »So-

ziale und psychologische Aspekte der Familienpflege und Konsequenzen für die Jugendhilfe«, in dem sie ganz entsprechend verschiedene Formen familienergänzender und familienersetzender Pflege unterschied und die besonderen Probleme der Dauerpflege, die einer rechtlichen Neuregelung bedürften, in den Vordergrund ihrer Ausführungen rückte (A 13f.). *Zenz* stellte die schulübergreifend übereinstimmenden Ergebnisse der Sozialisationsforschung dar, die durch die neueren Ergebnisse der Entwicklungspsychologie, der psychoanalytischen Forschung und Bindungsforschung bestätigt werden: Eltern-Kind-Beziehungen sind für die Persönlichkeitsentwicklung eines Kindes von zentraler Bedeutung. Sie bestehen aber nicht von vornherein, sondern entwickeln sich erst im täglichen Zusammenleben durch die Befriedigung der kindlichen Bedürfnisse. Dabei ist das Kind in keiner Weise auf seine leiblichen Eltern fixiert, sondern bereit, sich an denjenigen zu binden, der die Elternfunktionen in befriedigender Weise übernimmt. Sind befriedigende Bindungen und Beziehungen entstanden, dann wirkt sich eine Trennung des Kindes schädigend aus, insbesondere wenn es sich um eine wiederholte Trennungserfahrung handelt (A 26ff.). Folglich könne bei der Dauer- oder Vollpflege eine Rückkehroption und der Anspruch auf regelmäßige Besuchskontakte der leiblichen Eltern nicht beliebig lange ohne Schaden für das Kind aufrechterhalten werden, weil durch die Bindungsbedürfnisse des Kindes neue Eltern-Kind-Bindungen entstehen, die die früheren ersetzen (A 36ff.). Insbesondere dann, wenn ein Kind bereits durch wiederholte vorherige Trennungen, Heimaufenthalte oder andere frühe traumatische Erfahrungen wie Mißhandlungen geschädigt sei, müßten Pflegebeziehungen, in denen es gelungen ist, einem so vorgeschädigten Kind die Eltern zu ersetzen, unantastbar sein (39). Diesen sozialisationstheoretischen Erkenntnissen hat auch der Gesetzgeber und die Rechtsprechung in den folgenden Jahren Rechnung getragen, auch wenn die Kinder- und Jugendhilfepraxis und auch Gutachter und Richter sie bis heute in vielen Fällen ignorieren (*Salgo* 2001, 2006).¹

Diesen Kindern, die als früh vermittelte Kinder in Dauerpflegefamilien leben, aber gleichwohl mit dem aufrechterhaltenen Anspruch konfrontiert sind, zu ihren leiblichen Eltern zu gehören, vor allem aber den Kindern, die aufgrund

1 So wird z. B. im Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG, SGB VIII) erstmals zwischen Pflegefamilien als vorübergehenden Hilfeformen, in denen die Pflegefamilie eine ergänzende Funktion hat, und der Dauerpflegefamilie als Ersatzfamilie unterschieden und gefordert, daß möglichst schon vor der Inpflegegabe oder bald danach die Perspektive geklärt werden soll und die Dauerhaftigkeit der Beziehungen des Kindes in der Pflegefamilie als Ersatzfamilie durch Prüfung der Möglichkeit einer Adoption oder der Übernahme der Vormundschaft durch die Pflegeeltern gesichert werden soll (§§ 33, 36, 37 KJHG, *Wiesner u. a.* 2000).

der Erziehungsunfähigkeit ihrer leiblichen Eltern nach mehr oder weniger ausgeprägten traumatischen Erfahrungen in eine Pflege- oder Adoptivfamilie vermittelt werden, galt auf der Basis diagnostischer, beratender und therapeutischer Arbeit in diesem Bereich unser Forschungsinteresse. Denn über die Prozesse der Integration gerade auch älterer Kinder gab es noch kaum differenziertere sozialisationstheoretische Erkenntnisse. 1980 erschien unser Artikel »Neuorientierung in familialen Beziehungen bei der Eingliederung älterer Kinder in Ersatzfamilien«, in dem wir die Grundzüge der zur Integration führenden psychologischen Prozesse beschrieben, die es einem Kind ermöglichen, die neuen Beziehungen zur Verarbeitung unbefriedigender und beängstigender Vorerfahrungen zu nutzen und neue Eltern-Kind-Beziehungen zu entwickeln. In unserem 1989 erschienenen Buch »Pflegekinder. Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien« stellten wir diese Prozesse und die für ihren Erfolg notwendigen Rahmenbedingungen dar.

Diesem Konzept der Ersatzfamilie, dem die Definition der Pflegeeltern als Eltern auf Zeit widerspricht, wenn ein Kind auf Dauer in einer Pflegefamilie lebt und die Pflegeeltern zu seinen »psychologischen« (Goldstein, A. Freud und Solnit 1974) oder »faktischen Eltern« (Hassenstein 1973) macht, setzte das *Deutsche Jugendinstitut* (1987) sein Konzept der Ergänzungsfamilie entgegen, das durch eine rasche Umsetzung dieses Konzepts in den Empfehlungen des *Deutschen Landkreistages* für die Pflegekinderarbeit (1986) eine weite Verbreitung in der Praxis fand, obwohl es weder empirisch belegt noch theoretisch begründet war und alle Schwächen aufwies, die der *Wissenschaftsrat* (1986) in einem Gutachten zur wissenschaftlichen Qualität der damaligen Projekte des Deutschen Jugendinstitutes kritisiert hatte.² Ohne ein einziges Pflegekind, ein Pflegeverhältnis oder eine Herkunftsfamilie zu untersuchen, also ohne jede empirische Grundlage wurde ein an familiensystemischen Konzepten orientiertes Beratungskonzept für die Pflegekinderarbeit vorgelegt, nach dem die Dauerpflegefamilie nicht als Ersatzfamilie, sondern als Ergänzungsfamilie verstanden werden soll. Nach diesem Konzept soll die Pflegefamilie familiale Aufgaben und Funktionen der Herkunftsfamilie ergänzen, die von den leiblichen Eltern nicht wahrgenommen werden können. Die Pflegeeltern sollen mit den leiblichen Eltern zusammenar-

2 In seiner »Stellungnahme zum Deutschen Jugendinstitut e.V. in München vom Juli 1986« kam der *Wissenschaftsrat* zusammenfassend zu dem Ergebnis, daß die empirische Forschung zugunsten der raschen Entwicklung von Beratungskonzepten und Handlungsempfehlungen vernachlässigt wurde und das Institut seine Informations- und Beratungsaufgaben für die Praxis und die Jugend- und Bildungspolitik nicht verantwortlich erfüllen könne, solange die Beratung wissenschaftlich so wenig fundiert sei (192f.).

beiten, sollen die Bindungen und Beziehungen durch regelmäßige Besuchskontakte zur Herkunftsfamilie aufrechterhalten und die Rückkehr in die Herkunftsfamilie fördern und unterstützen.

Die Probleme und Schwierigkeiten der Pflegekinder sah man, ohne dies psychodiagnostisch zu klären und nachzuweisen, zum einen in Loyalitätskonflikten begründet, die durch Konflikte zwischen den leiblichen Eltern und den Pflegeeltern – wie im Streit zwischen geschiedenen Eltern – verursacht würden. In wissenschaftlich nicht zu rechtfertigender Weise wurden Pflegekinder wie Scheidungskinder und Pflege- und Herkunftseltern wie getrennt lebende leibliche Eltern mit ›geteilter Elternschaft‹ betrachtet. Zum andern führte man ohne jeden Nachweis die Schwierigkeiten der Kinder auf die Trennung von den leiblichen Eltern zurück. Ohne die Vorerfahrungen der Kinder und die in vielen Fällen ausgeprägten Bindungs- und Beziehungsstörungen zu berücksichtigen, folgerte man aus den Erkenntnissen der Bindungsforschung über die schädigenden Auswirkungen des Verlusts befriedigender Bindungen und Beziehungen (Bowlby 1983), daß endgültige Trennungen zu vermeiden seien.

Traumatische Erfahrungen

Verschiedene statistische Erhebungen zeigen, daß es sich bei Kindern, die nicht nur aufgrund einer aktuellen Krise in einem Kinderheim oder einer Pflegefamilie vorübergehend untergebracht sind, sondern auf Dauer in einer Pflegefamilie leben, zum größten Teil um Kinder mit frühen verletzenden Erfahrungen handelt.

Aus einer Studie im Auftrag des *Landesjugendamtes Westfalen-Lippe (ISS und Landschaftsverband Westfalen-Lippe 2003, 31)* geht hervor, daß bei den in Vollzeitpflege untergebrachten Kindern schon zum Zeitpunkt der Unterbringung in einem hohen Prozentsatz Mißhandlungserfahrungen bekannt waren. Neben anderen Gründen, die zur Fremdplazierung führten, wie Überforderung der Eltern in 72,4 % und psychische Krankheit der Eltern in 23,7 %, wurden in 66,5 % Vernachlässigung, 48 % Ablehnung durch die Eltern und psychische Mißhandlung, 40 % Gewalt zwischen den Eltern, 10 % körperliche Mißhandlung angegeben. Bei 7,9 % bestand der Verdacht, bei 2,6 % der Nachweis sexuellen Mißbrauchs. Werden auch noch die nach der Fremdplazierung gewonnenen Erkenntnisse berücksichtigt, weil das Ausmaß von Mißhandlungserfahrungen und anderen verletzenden Erfahrungen oft erst deutlich wird, wenn sich Kinder an einem sicheren Ort geschützt vor einem weiteren Einfluß der übermäßig

frustrierenden und beängstigenden Eltern fühlen, dann sind die Ergebnisse noch eindeutiger. So zeigt sich in einer bundesweiten Erhebung, daß es sich bei den in Fremdpflege untergebrachten Kindern in hohem Maße um Kinder aus Multiproblem-Familien mit chronifizierten Problemlagen handelt: Eine Überforderung der Eltern wird in 94 %, Vernachlässigung in 85 %, Gewalt in der Familie in 61 %, Mißhandlung in Form aggressiver Überwältigung in 31 % und Anzeichen für sexuellen Mißbrauch in 16 % der Fälle angegeben (Walter 2004, 48). Hätte man die Kinder in Dauerpflegefamilien ohne Rückkehroption gesondert betrachtet, wären die Ergebnisse mit Sicherheit noch deutlicher ausgefallen.

Gerade die häufigsten Mißhandlungsformen Vernachlässigung und psychische Mißhandlung, die in ihrer Auswirkung auf das Kind weit unterschätzt werden, haben zerstörerische und langzeitige Wirkungen (Cantwell 2002, 553). Die Forschung zeigt, wie schwer veränderbar solche Mißhandlungsstrukturen, insbesondere auch bei der Vernachlässigungsproblematik, bei den Eltern sind (Dornes 1997; Münder u. a. 2000), und wie groß die Gefahr einer Wiederholungsdynamik, der Weitergabe von Generation zu Generation ist, wenn es nicht gelingt, diesen Teufelskreis der Wiederholung zu durchbrechen. Auch intensive Präventions- und Interventionsprogramme haben sich hier als wenig erfolgreich erwiesen (Brassard und Hardy 2002; Engfer 1986).

Diese Erfahrungen und Erkenntnisse machen auch die Feststellung verständlich, daß der deutliche Zuwachs an ambulanten Erziehungshilfen (bundesweit in den Jahren 1991–2000 um 50 %) nicht zu dem erwarteten Rückgang der stationären Hilfen wie Heimunterbringung und Vollzeitpflege geführt hat (Elfter Kinder- und Jugendbericht 2002, 15). Es gibt in jeder Gesellschaft eine statistisch kleine, für die gesellschaftlichen Kosten und das persönliche Schicksal der betroffenen Kinder aber bedeutsame Gruppe Erwachsener, die von Erziehungshilfen und therapeutischen Angeboten nicht oder nicht in einer für das Kind vertretbaren Zeit so weit profitieren können, daß sie in der Lage wären, ihr nach unserem Grundgesetz pflichtgebundenes Elternrecht so auszuüben, daß die Kinder keinen weitreichenden Schaden nehmen.

Aber die Verleugnung der Kindesmißhandlung ist nach wie vor, trotz aller Fortschritte bei der Erforschung traumatischer Erfahrungen in den letzten zwei Jahrzehnten (Zenz 1979; Cicchetti 1989; Streeck-Fischer 1998; Fischer und Riedeser 1999; van der Kolk, McFarlane und Weisaeth 2000; Helfer, Kempe und Krugman 2002), alltäglich und ganz gewöhnlich. Die traumatischen Erfahrungen und ihre die Persönlichkeit zerstörenden Folgen kann man bei Erwachsenen viel eher sehen und anerkennen. Aber bei Kindern? Wenn schließlich Erwachsene davon

sprechen können, was sie als Kind erlebt und erlitten haben, sei es die Vernachlässigung, die Prügel oder der sexuelle Mißbrauch, kann die Verleugnung nicht aufrechterhalten werden. Die posttraumatischen Belastungsstörungen werden allmählich als Realität wahrgenommen (*Herman* 1994; *Maercker* 1997). Aber Kinder können noch nicht so sprechen, manche können gar nicht sprechen. Aber vor allem interessiert sich in vielen Fällen kaum ein Mensch für die innere Welt des mißhandelten Kindes, die voller Bedrohungen und Gefahren ist, in denen sich die realen Erfahrungen widerspiegeln.

Wer die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen bei diesen Kindern und ihren Eltern über das äußerlich beobachtbare Verhalten hinaus untersucht, sich um ein genaueres, eben biographisches Verständnis für die Probleme und tiefgreifenden, in der eigenen Sozialisationsgeschichte begründeten Persönlichkeitsstörungen der Eltern bemüht, sich bemüht, einen Zugang zur inneren Welt dieser Kinder zu gewinnen, der oft erst eine Vorstellung von den realen Erfahrungen der Kinder und ein Verständnis für ihre Ängste, ihre Wut und ihre Wünsche ermöglicht, wird eine Vorstellung aufgeben müssen: Es ist eine Illusion zu glauben, jedes Kind liebe seine Eltern und begreife sich als ihr Kind, und alle Eltern seien in der Lage, im psychologischen Sinn die Eltern ihrer Kinder zu sein, oder könnten durch professionelle Hilfe dazu befähigt werden.

Allein schon die äußeren Lebensumstände und die bisherige Lebensgeschichte eines Kindes, die den Aktenberichten zu entnehmen ist, machen oft unübersehbar deutlich, daß den Kindern in ihrer Herkunftsfamilie jede Grundlage für eine auch nur annähernd gesunde Persönlichkeitsentwicklung fehlte (vgl. z. B. *Hardenberg* 2006, 87f.). Die psychologische Untersuchung auf der Grundlage der Anamnese des Kindes (*Kemmler* 1965) und mit Hilfe projektiver Untersuchungsverfahren wie dem Sceno-Test (*Staabs* 1964), dem Thematischen Apperzeptionstest (TAT) (*Rauchfleisch* 1989; *Revers* 1958), dem Rosenzweig Picture-Frustration Test (PFT) (*Rauchfleisch* 1993a), dem Spiel Verzauberte Familie (*Brem-Gräser* 1975) oder den Düss-Fabeln (*Düss* 1976; vgl. *Rauchfleisch* 1993b) ist eine Möglichkeit, etwas von der inneren Welt des Kindes zu erfahren (*Westermann* 1998) und die Kindesmißhandlung aus der Perspektive des Kindes zu sehen: als eine Bedrohung mit Vernichtung.

Eine Kindesmißhandlung liegt dann vor, wenn das Kind von seinen Eltern, zu denen es bei Gefahr und Angst schutzsuchend fliehen muß, allein gelassen oder überwältigt wird, so daß es sie als Schutzobjekte verliert und Ohnmachtsgefühlen und Todesängsten ausgeliefert ist (vgl. auch *Fischer* und *Riedesser* 1999, 71; *Herman* 1994, 54).

Die Entwicklung eines Kindes ist nicht erst dann gefährdet, wenn es durch

aggressive Überwältigung oder Vernachlässigung schwer mißhandelt wird, sondern wenn es mit seinen elementaren Bedürfnissen und Fähigkeiten überhaupt nicht wahrgenommen wird. Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie, insbesondere der Säuglingsforschung (Stern 1992), der Bindungsforschung (Grossmann 1989; Brisch 1999), der psychoanalytischen Forschung (Fonagy u. a. 2004) und der Hirnforschung (Hüther 2003) zeigen bei allen Unterschieden im Detail die Bedeutung einer kompetenten Bemutterung und die weitreichenden Folgen fehlender Annahme in der frühen Kindheit. Aber diese Erkenntnisse scheinen keine Rolle zu spielen, wenn Kinder aufgrund von Entscheidungen der Kinder- und Jugendhilfe oder aufgrund von psychologischen Gutachten und richterlichen Entscheidungen so lange bei erziehungsunfähigen Eltern bleiben, bis ein unübersehbarer, schwer wiedergutzumachender Schaden entstanden ist.

Die verletzenden Vorerfahrungen der Kinder führen zu Störungen der Entwicklung des Selbst und der Objektbeziehungen. Viele dieser Kinder haben überhaupt keine Bindung entwickelt. Es sind distanz- und beziehungslose, d. h. in ihrem Selbsterleben elternlose Kinder, oder sie sind nur durch Angst und Überanpassung an die leiblichen Eltern gebunden. Viele können sich gar nicht als Kind annehmen und erleben, sondern wehren Ängste und Ohnmachtsgefühle durch Agieren, Größenphantasien und die Identifikation mit dem Aggressor ab. Manche Kinder sind in die Rolle von Eltern geraten, die auf ihre eigenen Eltern wie auf Kinder aufpassen und für sie und ihr Wohlergehen die Verantwortung tragen müssen. Aber mit einer derartigen Rollenumkehr ist eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung nicht möglich. Wenn man das Kind solchen pathologischen Beziehungsformen ausgesetzt läßt, beraubt man es seiner Kindheit, der Möglichkeit und Notwendigkeit, angstfrei Liebesbeziehungen zu entwickeln und sich an einem Erwachsenen zu orientieren. Dann ist die Gefahr groß, daß sich das Elend auch in die nächste Generation tradiert. Die Trennung von den Eltern und die Entwicklung neuer Eltern-Kind-Beziehungen in einer Dauerpflege- oder Adoptivfamilie ist ein Weg, den Elendszirkel, den wir so oft bei den leiblichen Eltern von Pflegekindern sehen, zu durchbrechen.

Die Korrektur solcher Persönlichkeits- und Bindungsstörungen in neuen Beziehungen kann gelingen. Wir haben in vielen Fällen, in denen die Integration von Kindern in Pflege- und Adoptivfamilien schließlich erfolgreich war, gesehen, wie die traumatischen Erfahrungen der frühen Kindheit ihren Schrecken verlieren und nicht mehr das Leben bestimmen.

Die Chancen von Kindern in Ersatzfamilien

Schon *Winnicott* beschrieb 1950 in einem Vortrag mit dem Thema »Das deprivierte Kind – und wie es für den Verlust seiner Familie entschädigt werden kann« das therapeutische Potential einer Ersatzfamilie, in der das Kind, wenn man sich nur von ihm an die Hand nehmen läßt, seine eigene Heilung betreibt. Auch *Kadushin* stellte 1970 in seiner Arbeit über die Adoption älterer, mißhandelter Kinder fest, daß es in einem hohen Prozentsatz gelingen kann, daß ein Kind in der helfenden und annehmenden Beziehung zu Ersatzeltern, die in der Lage sind, sich einfühlend-verstehend auf das Kind einzulassen, schließlich ein gesundes Kind dieser Eltern werden kann.

Oft wird eingewandt, daß Pflege- und Adoptiveltern keine Therapeuten für Kinder mit traumatischen Erfahrungen und daraus resultierenden Bindungs- und Beziehungsstörungen sein könnten. Sie könnten bestenfalls für einen sicheren emotionalen und sozialen Hintergrund für eine Kinderpsychotherapie sorgen, die in all diesen Fällen frühzeitig ins Auge gefaßt werden sollte (*Brisch* 2006, 243). Dies widerspricht aber nicht nur unseren Erfahrungen. In einzelnen Fällen kann es so sein, daß sich eine die Integrationsprozesse begleitende Psychotherapie als nützlich oder notwendig erweist.

In der Regel aber entfalten sich gerade im alltäglichen Zusammenleben mit den Eltern Phantasien, Affekte und Bedürfnisse, die, wenn sie verstanden und einfühlend und auch spielerisch beantwortet werden, zu einer Heilung führen. Gerade psychologische und pädagogische ›Laien‹ können bei einer sorgfältigen Auswahl, Vorbereitung und Beratung große therapeutische Wirkungen erzielen (vgl. auch *Delaney und Kunstal* 1997, 66ff.; *Kälvesten* 1974, 193f., *Westermann* 2007).

Bei der vermittlungsvorbereitenden Betreuung einzelner Heimkinder als ›Paterneltern‹ in den Anfängen unserer Beschäftigung mit fremdplazierten Kindern haben wir die Erfahrung gemacht, daß bei einem Kind in der Beziehung zu uns als einem Paar in seinem privaten Lebensraum gerade die Erfahrungen, Wünsche und Ängste wiederbelebt werden, die es in der Beziehung zu seinen Eltern entwickelt hat. Die Durcharbeitung dieser Erfahrungen in der Übertragungsbeziehung zu einer Frau und einem Mann, die das Kind in seiner Phantasie zu seinen enttäuschenden oder überwältigenden Eltern, zu angst- und aggressionsbesetzten Objekten machen darf, bis es diese von seinen früheren Eltern unterscheiden kann und sie sich dann als neue Eltern wünscht, hat uns gelehrt, welche Wege Kinder gehen, um neue befriedigende Beziehungen zu entwickeln,

welche Anstrengungen Kinder unternehmen, um sich aus beängstigenden Beziehungen zu befreien und seelisch gesund zu werden.

Bei der Untersuchung bestehender Pflege- und Adoptivverhältnisse haben wir charakteristische Übereinstimmungen und Divergenzen zwischen den Entwicklungen in Pflegebeziehungen und der Entwicklung in der psychotherapeutischen Beziehung gesehen, die es uns ermöglichten, den Prozeß der Integration als Theorie zur Entwicklung neuer Eltern-Kind-Beziehungen zu beschreiben. Dieser Prozeß der Entwicklung neuer Eltern-Kind-Beziehungen ist abhängig von den besonderen traumatischen Erfahrungen, die das Kind in der Ursprungsfamilie mit Vater und Mutter gemacht hat. Denn die aus den frühen Beziehungserfahrungen resultierenden Persönlichkeitsstrukturen finden ihren Niederschlag im Erleben, in den Ängsten und Wünschen des Kindes, die die Beziehung zu neuen Eltern prägen. Unter Berücksichtigung dieser Voraussetzungen verläuft die Integration – in Abhängigkeit vom Verständnis und Verhalten der Pflegeeltern gegenüber der Entwicklungsgeschichte des Kindes und dem Integrationsprozeß – in drei charakteristischen, mehr oder weniger deutlich voneinander unterscheidbaren Phasen.³

In der ersten Phase paßt sich das Kind passiv den Wünschen und Erwartungen der Pflegeeltern an und gewinnt erst dadurch, daß sich die Eltern vom Kind an die Hand nehmen lassen, Einfluß auf sie. Dadurch gewinnt es die Überzeugung, ein angenommenes Kind zu sein. In der zweiten Phase werden die Beziehungen zur Pflegemutter und zum Pflegevater durch die früheren Erfahrungen mit Eltern verzerrt: Es entstehen Übertragungsbeziehungen. In diesen werden alle Beziehungsstörungen wieder mobilisiert, die das Kind in der Beziehung zu seinen Eltern entwickelt hat. Die Annahme der Übertragungsbeziehung ermöglicht dem Kind eine Korrektur der prägenden Beziehungsstörungen. Dies ist die Voraussetzung für die dritte Phase, die Regression: die Rückkehr auf frühkindliche Entwicklungsstufen, die einem Kind die Entwicklung neuer Eltern-Kind-Beziehungen in den Entwicklungsschritten ermöglicht, die für die frühkindliche Entwicklung charakteristisch sind. Die Integration ist dann gelungen und abgeschlossen, wenn sich das Kind in geschlechtsspezifischer Weise mit den Pflegeeltern identifiziert und seine Selbstdefinition als Kind durch die Zugehörigkeit zu diesen Eltern geprägt ist.

³ Diese Phasen sind nicht zu verwechseln mit den von *Bowlby* (1973) beschriebenen Phasen der (1) Weinerlichkeit und Anklammerung, (2) Verzweiflung und Protest, (3) Apathie, Resignation und Depression, (4) Regression und Anklammerung an eine Ersatzperson als Reaktion auf die Trennung von einem befriedigenden Objekt, an das das Kind eine positive Bindung entwickelt hat.